

BUNTE WELT

Nr. 15

Unterhaltungsbeilage

1934

Zeehauslegende

Von Fritz Rosenfeld

Als nach fünf trüben Regenwochen der Kan-Kiang aus seinen Ufern trat und die Provinz Kiang-Si überschwemmte, als losgerissene Dächer, ertrunkene Tiere, gedorrter Hausrat in seinen Fluten trieb und die Bauern mit den kümmerlichen Resten ihrer Habe nach Su-Nan und Ho-Kien flohen, wurde Li-Wong, die damals drei Jahre zählte, von ihrem Vater an Frau Lung verkauft. Frau Lung bezahlte nur wenige Silberstücke für das Mädchen, weil es taubstumm war; der Vater dankte mit einer demütvollen Verneigung für das klingende Geld. Frau Lung hob Li-Wong in den Karren, in dem vier andere Mädchen ihres Alters mit großen, verweinten, traurigen Augen hockten, und gab dem Kutsher den Befehl, loszufahren. Li-Wong hat weder ihren Vater noch ihre Heimat wiedergesehen.

Sie wuchs in dem Zeehaus der Frau Lung auf, das mitten in einem Fluß, auf einer kleinen, von Trauerweiden beschatteten Insel stand. Sie verrichtete die Arbeit einer Magd, sie hatte gelernt, jedem Wink der Frau Lung zu gehorchen. Die anderen Mädchen, die schlauke Tschau aus Su-Pe, deren Haar schwarz wie Lack glänzte, und die runde Ping aus Tse-Kiang, deren Augen wie kleine, böshafte Teufelchen waren, konnten tanzen und erfreuten die Gäste, die abends in den Dschunken auf die Insel kamen, mit ihrem Gesang. Auch Li-Wong drehte manchmal ihren geschmeidigen Körper im Kreis, aber nicht ein Klang von außen störte ihren Gliedern die Bewegung vor, von innen, aus ihrem Herzen kam die Musik, nach der sie tanzte. Dann lachten die Mädchen und neckten sie; aber sie hörte die bösen Worte nicht und gab keine Antwort, nicht einmal in der Sprache der Blicke, die sie sprechen konnte.

Sie brachte Tee in dünnen, bemalten Porzellanstücken auf einem dunkelrot glänzenden Tablett in die Zimmer, wenn einer der vornehmen Mandarine oder einer der Offiziere von den fremden Kriegsschiffen, die an der Küste lagen, die Mädchen besuchte. Sie stellte die Tassen auf das kleine Lacktischchen im Winkel, blinzte einen Herzschlag lang in das Gesicht des Mannes, der an ihr vorüber sah, als wäre sie nur ein Schatten, und schlich davon. Sie wußte, daß aus den hölzernen, mit feinen metallenen Saiten bespannten Instrumenten, die Tschau, Ping und die anderen Mädchen in den Händen hielten, ein seltsames, unsichtbares Etwas aufstieg, das die Augen der Menschen wie ein Mausmittel verzauberte und sie zwang, den Körper in einem geheimnisvoll geschmeidigen Rhythmus zu wiegen. Sie legte einmal die Finger auf die Saiten, sie zitterten leise wie der Flügel eines Schmetterlings — aber sonst geschah nichts. Von diesem Tage an fürchtete sie sich vor dem mächtigen, schweigenden Ding und verließ das Zimmer, wenn eines der Mädchen nach dem Saitenspiel griff.

Manchmal deutete einer der Männer auf Li-Wong und ließ seine Blicke über ihren schmalen, biegsamen Leib gleiten. Aber Frau Lung winkte ihm ab. Li-Wong sei taubstumm, ein Krüppel; er könne für dasselbe Geld ein Mädchen haben, das ihm schmeichelnde Worte ins Ohr flüsterte, mit der silbernen Stimme eines Vogels, der am Morgen seine Sehnsucht in die Welt singt.

Jack Green sah wie der Kapitän eines Ozeanfahrrers aus, ganz in weiße Seide geteilt, als er das Zeehaus betrat. Frau Lung neigte sich tief vor ihm und lud ihn mit einer weiten, demütigen Geste ein, sich in das dunkelblaue, von mildem Kaminenduft erfüllte Zimmer zu begeben, in dem die Mädchen warteten. Sie wies auf Tschau — sie pries Tschau in funkelnden Worten; Jack Green schwieg. Sie schob Ping vor, die lustigte von allen; hundert Lieder wußte Ping, und ewiges Lachen war in dem Zimmer, in dem sie weilte. Jack Green schrie:

„Ich will kein Lachen, ich will keinen Lärm, ich will keine Musik, ich hab genug von all dem. Gibt es keine, die schweigen kann?“

Frau Lung fuhr zurück — ihre Blicke wurden unsicher. Sie neigte sich nochmals vor dem Gast.

„Jeder Wunsch des hohen Herrn soll in meinem armeneligen Haus erfüllt werden,“ sagte sie mit einem leisen Lächeln. Dann sah sie auf, winkte Li-Wong herbei, legte die Hände auf ihre Schultern und führte sie, wie man einen neuen Schüler dem Lehrer darbietet, zu Jack Green hin. Li-Wong harrete den Fremden an: Er trägt das weiße Kleid der Trauer — vielleicht ist seine Mutter gestorben, seine Gattin, sein Kind. Er kommt in dieses Haus, um Trost zu finden. Aber ehe sie den Gedanken zu Ende gedacht, packt Jack Green sie am Arm, die Mädchen verdecken den Kopf hinter den seidnen Kissen, um ihr Nicken zu erspähen und das Lächeln im Gesicht der Frau Lung wird breiter und breiter.

Li-Wong sitzt neben Jack auf den niedrigen Polstern, der Tee dampft in den Tassen, in einem Winkel steigt aus einer kupfernen Schale feierlich langsam und betäubend schwer in einer hauchdünnen Säule der Atem des teuersten Räucherwerks auf, das sich in den Schränken der Frau Lung findet. Jack blickt auf das gelbrote Ornament des Bodens, manchmal preßt er die Häufte gegen die Schläfen, als wollte er das Blut hindrängen, etwas zu vergessen, das ihn bedrängt. Aber er kann es nicht vergessen, zu deutlich stehen die Bilder vor seinen Augen.

Er hat eine Villa für Gray gemietet, er hat ihr ein Auto gekauft, er hat ihr jeden Monat tausend Dollar gegeben, er hat ohne Vorwurf die Rechnungen bezahlt, die die Modehäuser ihm präsentierten. Und nun findet er diesen geschneiderten, ewig lächelnden Schiffskapitän bei ihr.

dieses Nichts in Uniform, dieses Mutterjöhnchen, das nicht einen Dollar verdienen kann, das verhungern müßte oder sich von Weibern aushalten lassen, hätte es nicht aus dem Erbteil des Herrn Papa eine Rente, die das Einkommen von zwanzig Familienvätern übersteigt. Jack hätte ihn erwürgt, er hätte seinen Schädel mit dem erstbeizten Gegenstand, der ihm in die Hand kam, zu drei zerschmettert — aber Gray stellte sich vor ihn, sie wußte, ihr würde er nichts tun, ihr könnte er kein Haar krümmen.

Sie sprach kein Wort, aber sie begann nach einer knappen, gespannten Weile zu lachen, grell und scharf, ihr Lachen war eine erbarmungslose Abrechnung für die drei Jahre, die er mit ihr gelebt hatte: Du hast zu wenig bezahlt, lieber Freund, so billig bin ich nicht, daß du mich für diesen Bettel allein haben kannst. . . In seinen Gedanken legt er ihr Lachen so aus; vielleicht war es anders, vielleicht war dieses Lachen nur Angst, nur Todesangst vor dem Revolver, den er immer in der Tasche trug, vor seinen derben, schweren Händen, die fest zupacken konnten, die einst Kisten geschleppt hatten im Hafen von Hong-Kong, als er noch froh war, als Lastträger einen Dollar zu verdienen. Gleichviel: das Lachen fuhr wie eine Peitsche auf ihn nieder und trieb ihn weg. Nicht ein Wort wechselte er mit Gray, seinen Blick warf er mehr auf den Jungen, sein einziger Gedanke war: Fort, fort, in die Nacht hinaus, in den Lärm, der das Lachen überdünnt, der es wegwischen wird mit seinen tausend gelenden Fingern.

Aber der Lärm hatte diese Kraft nicht, diese Kraft hat nur die Stille. Er ließ sich in einer Dschunke zur Insel rudern, lief wie ein bläsender eine Stunde unter den Werkbäumen auf und ab, die erloschene Pfeife im Mund, einen abgerissenen Halm, den er wie eine Schnur verknosete, in den Händen. Er sah das Licht des Zeehauses, die schrankenden Lampen in den Fenstern, hörte den stummen Gesang der Weiden, die sich niederbeugten unter einer schweren, unsichtbaren Last. Er schob die lichtfunktende Tür zur Seite, er stand vor Frau Lung, warhte in diesem Augenblick, daß drüben, in der Villa, der Leutnant noch immer bei Gray war, wohl: in diesem Augenblick, daß er heute nacht eine Frau in seinen Armen halten müßte und sei es die niedrigste Dirne, die es gab.

Li-Wong sieht ihn an, ihre Augen haben ein dunkles Leuchten, wie die Augen eines Tieres in der Nacht. Seine Freunde hatten ihn immer verhöhnt, weil er nie in einem Haus wie diesem gewesen; Gray hatte ihn verläßt und gebettelt: Geh hin und erzähle mir — ich will wissen, wie die Frauen dort sind. Nun war er hier, und es war alles ganz anders. Ab und zu drang ein Neben gedämpfter Musik, ein halberstilles Lachen aus den Nebenzimmern, dann kam wieder die große Stille, in der man in sein eigenes

Herz hineinhorchen konnte, das mit regelmäßigen dumpfen Schlägen pochte. Das Mädchen neben ihm, in grenzenloser Stummheit, ein Körper, der mit den Augen sprach — Er zog sie zu sich, ihr Kopf lag in seinem Schoß, er beugte sich über ihr Gesicht, er legte beide Hände an ihre Schläfen, er näherte seine Augen dem dunklen Leuchten, er sah unter der dünnen, seidnen Haut ihrer Stirn die Adern, in denen das Blut lief, er strich ihr Haar zurück, ein Kamm fiel zu Boden.

Lange sah er sie an, dann sank sein Kopf auf sie, er barg ihn an ihrer Brust, sie legte leise die Hand auf sein Haar, streichelte ihn, fühlte seinen Herzschlag regelmäßig und dumpf an ihrem Körper.

Warum beugen sich die Mädchen, denkt Li-Wong, wenn Mandarine und die Männer in den weißen seidnen Kleidern der Trauer kommen, so tief in den Staub? Sind sie so mächtig? Warum zittern sie vor jeder Bewegung ihres Mundes, jedem Wink ihrer Hand? Sie können nicht reicher sein als wir, wenn sie zu uns um Trost kommen, sie können nicht mächtiger sein als wir, wenn wir sie zu beschenken vermögen. Dieses Herz pocht weiter, weil ich es in meinen Händen halte; es stünde still, wenn ich nicht wäre.

Das Lachen ist wieder in Jads Ohr, er nimmt die Hände Li-Wongs und preßt sie an seinen Kopf, sie sind weich, Blüten, durch die ein warmer Strom pulst, Finger eines Kindes. Fast schmerzt es sie, so hart ist der Druck seiner Hände, aber dieser Schmerz ist gut, er dringt tief, tief ins Blut. Er führt ihre Hände zum Mund, er küßt einen Finger nach dem anderen. Sie zieht die Hand zurück, als er den letzten Finger küssen will, ein Lächeln ist in ihren Bügen, sie streckt den Finger wieder vor, sie streicht mit ihm sanft über seine Lippen, da lacht er laut auf, er packt sie an den Schultern, er beugt sie zurück, er verbeißt sich in ihren Hals, er reißt ihr Kleid auf, er sinkt über sie, ganz deutlich fühlt sie das Pochen seines Herzens. Nun stirbt Gray, nun stirbt ihr Lachen, nun ist alles ausgelöscht.

Er liegt neben Li-Wong, die Augen zu der Decke emporgerichtet, die mit hundert phantastischen Blumen bemalt ist. Der Kopf Li-Wongs ruht an seiner Brust, ihre Augen sind geschlossen, ihr Gesicht ein großes, unergründliches Geheimnis. Er ist in dieses Land gekommen wie hunderttausend andere, voll Verachtung für die kleinen, gelben Menschen, die wie Ameisen in den Straßen ihrer schmutzigen Städte wimmelten, in verfallenen Hütten zwischen feuchten Feldern hausten oder in Dschunken mit zerfetzten Segeln, die jahraus, jahrein auf den Strömen trieben. Es wurde viel von ihrer Erhebung gesprochen, von der Blase an den Weissen, die bevorstand; Messer stießen aus dem Dunkel hervor und trafen den, trafen jenen, Schwertler standen auf aus alten Waffenkammern, eine Flut von blindem Haß drohte das Land zu überschwemmen. Vielleicht hat Li-Wong ein Messer in den Falten ihres Kleides versteckt? Er blickt fest in ihr Gesicht, unter seinem Blick heben sich ihre Lider, wie wird er die Sprache dieser Augen verstehen, nie die Tiefe dieser Augen ergründen. Er denkt an Dollars, wieviele Dollars soll er ihr geben? Er denkt daran, sie mitzunehmen, Frau Lung wird das Mädchen verkaufen, er wird Gray aus der Villa jagen, Li-Wong wird ihn abends, wenn er aus dem Büro kommt, empfangen und ihm dienen. Wie auf einer Bühne sieht er sich selbst und Li-Wong — aber ein Vorhang fällt über die Szene. Keiner seiner Freunde würde sein Haus betreten, wenn eine Chinesin als seine Mätresse

darin lebte. Er wird traurig, wenn er daran denkt, Li-Wong verlassen zu müssen. Er wird wiederkommen; doch auch dies ist nur ein Traum, er muß verreisen, für einige Wochen, eine Firma in Tokio soll vor dem Konkurs stehen, man muß zu retten suchen, was noch zu retten ist. Wieviel schuldet sie ihm?

Er greift nach dem Not, er zieht ein kleines Buch aus der Tasche, es ist wie die Bücher der Dichter, denkt Li-Wong; die Sprache der schwarzen Aufschriften auf den weißen Blättern klingt in ihrem Herzen, sie kennt die Lieder von den stillen Schwänen auf den einsamen Teichen und den Lotusblumen, die in einer Sternennacht das weiße Märchen ihrer Blüte entfalten. Sie will fragen, was die Zeichen in dem Buch bedeuten, sie zeigt mit dem Finger auf eine Biffer, sie sieht Jads an. Er spricht, aber sie hört seine Worte nicht. Da lächelt sie und weist mit der Hand zum Fenster: am Rand des Himmels deutet sich das erste Grauen des Morgens an.

Jad beahlt Frau Lung das Doppelt des Betrages, den sie forderte, er schiebt einige Dolarnoten in den Gürtel Li-Wongs. Frau Lung

neigt sich bis zum Boden und bittet ihn, ihr unwürdiges Haus wieder zu beehren und es seinen Freunden zu empfehlen. Jad blickt nicht mehr zurück, er geht in den Morgen hinaus, weckt einen der Muderer in den Dschunken, fährt ans Land hinüber. Es ist halb sechs, um acht legt das Schiff an, und er muß noch seine Koffer packen.

Li-Wong geht durch das Teehaus wie früher, sie trägt rote und gelbe Tabletts mit Tassen aus hauchdünnem Porzellan und kleinen, dampfenden Stannen. Ihre Bewegungen sind weicher geworden, der Blick ihrer Augen tiefer. Die Mädchen lachen, wenn sie das Zimmer betritt und folgen ihr mit spöttischen, lauernden Blicken; sie sieht diese Blicke nicht, und die Götter haben sie davor bewahrt, die Worte hören zu müssen, mit denen man sie verspottet. Es ist, als ahnte sie, daß sie stumm und taub ist für die Sprache der anderen, weil die anderen stumm und taub sind für ihre Sprache, und sie von diesem Tag an immer allein sein wird in der Welt. In einer großen, düsteren Einsamkeit, durch die nur das Pochen ihres Herzens klingt und die erst enden wird, wenn dieses Herz zu schlagen aufhört.



Er wartet . . . Liebes-Romantik im heutigen New York

Seit fünf Jahren beobachteten die New-Yorker, wenn sie in den frühen Morgenstunden aus den Wohnvierteln den Läden und Geschäften der City zufließen, einen merkwürdigen Mann. In Lumpen gehüllt, mit zerrissenen Schuhen, trottete er von den Elends-Quartieren von Long-Island langsam dem Stadtteil zu, in dem sich die Wohnpaläste der oberen Zehntausend erheben. Sein volles, etwas schwaumiges Gesicht verrät unter dem struppigen Vollbart den Mann in den besten Jahren. In seinen blauen Augen flackerte müde Resignation, Verzicht auf Glück und Hoffnung. An seiner Seite läuft ein kleiner munterer Hund, der offenbar nichts von der dumpfen Sorge seines Herrn ahnt.

Durch nichts unterscheidet sich der Mann von den Bettlern und Erwerbslosen, die in ständigem Anwachsen das Proletariat der von der Weltkrise heimgejudeten amerikanischen Riesenstadt vermehren. Ein Bettler, ein Ausgestoßener, ein Arbeitsloser?

Auf einer Bank gegenüber einem der prächtigsten Wohnpaläste nimmt er allmorgendlich Platz und starrt mit den traurigen blauen Augen auf die überladene Fassade, hinter der die schwerkreiche Witwe Josefina Ledie ein zurückgezogenes, aber von jeder Not fernes Leben verbringt. Bisweilen bewegt sich ein Vorhang hinter einem der großen Fenster, und die Umrisse einer Frau werden für einen Augenblick sichtbar. Der zerlumpte Mann bewegt sich kaum, nur in seine wasserhellen Augen tritt ein dunkler Glanz. Ein Luxuswagen verläßt in den Vormittagsstunden das Portal. Der Pummel bleibt auf seinem Posten, bis der Wagen ein paar Stunden später zurückkommt und langsam hinter den schweren Gittertoren verschwindet. Erst wenn der Abend hereinbricht und die Konturen des Hauses in der Dunkelheit verschwinden, weckt er seinen Hund und trottet langsam seinen Weg nach Long-Island zurück.

Fünf Jahre, Tag für Tag, treibt der merkwürdige Mann in Lumpen dies merkwürdige Spiel. Er kommt, er wartet, er geht, und kehrt zurück. Nichts geschieht. Nur Tage, Wo-

nate, Jahre eines Lebens ohne Sinn und Hoffnung verfließen.

Netzt ist doch etwas geschehen, durch das die New Yorker Öffentlichkeit auf den Mann aufmerksam wurde und seine Lebensgeschichte erfuhr. Der Wirt des Hauses, richtiger der Wohnpeluque, der ihm gegen einen Mietzins von 10 Dollar monatlich einen kleinen Raum überlassen hatte, wartete ein Jahr lang vergeblich auf sein Geld. Dann verlor er die Geduld und das Mitleid. Er ließ seinen völlig verwaarlosten und verarmten Mieter auf die Straße setzen. Bei der Ermittlung fand man seltsames Mobiliar. Einen schabigen Sessel, einst ein Brunnmöbel, Programme von Premiereren, die vor fünfzehn Jahren in der Metropolitan Opera, dem teuersten Theater New Yorks, stattgefunden hatten, eine Reihe alter Bände des Social Register, des Adressbuches der amerikanischen Millionäre, Briefe der Familie Martin, eines der reichsten und vornehmsten Geschlechter im Staate Texas, die heute noch zu den Sternen des Social Register gehören.

Herr und Hund ließen die Ermittlung mit fatalistischer Gleichgültigkeit über sich ergehen. Sie blieben vor dem Hause, aus dem sie vertrieben wurden, zwischen dem Gerümpel, das keinen Auktionator reizen konnte, und ließen sich von den Reportern, deren Neugier erwacht war, photographieren. Bald hatten sie die Geschichte des eigenartigen Mannes, der nicht den geringsten Versuch machte, sich gegen sein Schicksal zu wehren, heraus und konnten das Ende einer romantisch-traurigen Leidenschaft in ihren Blättern berichten.

Richard Martin, der Sohn des schwerreichen Puff Martin hatte das üppige und konfliktlose Dasein eines jungen Mannes geführt, der keine andere Sorgen kennt, als das Geld, das sein Vater verdiente, auf die angenehmste Art und Weise auszugeben. In dem sicheren Bewußtsein, daß die Quelle seines Wohllebens niemals versiegen würde. Sein Glück schied dem Gipfel nahe, als der gut aussehende junge Mann eine schöne, gleichfalls begüterte junge

Sprüche

Erfolg wirkt schlimmer als Wein.

Das Volk ist nicht die Einheit — sondern die Einheit ist das Recht.

Große Mäuler — offene Schländer.

Spiegle dich im Auge deines Mitmenschen.

Schweigen ist Wachsen.

Ei stark — und alle Kröche umjubeln dich.

Diplomaten sind die Rauchbinden um die Zigarren der Völker.

Glück ist wie 'ne Nachtigall: selten hörst du sie singen.

Schnee ist die Wüte des Winters.

Landesmännin kennen lernte und in ihr die Frau seines Lebens gefunden zu haben glaubte.

Er bat um ihre Hand. Sie zeigte auf den Ring, den ihr der New Yorker Millionär Ledie auf den Finger gesteckt hatte. Kurze Zeit später fand die Trauung statt. Josefina Ledie zog in das Palais ihres Gatten und vermaß den abgewiesenen Freier.

Richard Martin suchte zu vergessen, so, wie verwöhnte junge Leute ihren Liebeskummer zu vergessen suchen. Er gab in sinnloser Verschwendung Geld aus, und betäubte sich mit Vergnügungen, die ihm kein Vergnügen mehr

bereiten konnten. Seine Familie suchte den Haltlosen zu zügeln. Sie bezahlte seine riesigen Schulden. Der Vater sperrte ihm die Zugschlüsse, er machte neue Schulden, die keiner bezahlte. Er begann zu trinken, zu verkommen. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein, das seinem abschüssigen Lebensweg eine günstige Wendung zu geben schien. Der reiche Ledie starb plötzlich und hinterließ seiner Josefina den Palast und ein Millionenvermögen. Richard Martin hörte jetzt auf zu trinken und wartete die Trauerzeit ab. Dann ließ er sich bei der jungen Witwe melden. Er wurde nicht vorgelassen. Er schrieb und erhielt keine Antwort. Gram, Verzweiflung und Wut machten ihn fast irrsinnig. Er beschloß unterzugehen, aber nicht durch den Strick, durch die Revolverkugel, sondern langsam, und vor den Augen der Frau, die ihm Glück und Leben hätte bedeuten sollen.

Fünf Jahre vollzog er Tag für Tag diesen schauerlichen Selbstmord. Anfangs wenigstens in der stillen Hoffnung, das Mitleid würde die Liebe erwecken, die er vergeblich erlitten hatte, dann in wachsender Ergebenheit und Entschlossenheit, sich selbst zu vernichten. Jetzt, nach der Ermittlung, wird er mit seinem Hund in einem New Yorker Armenhaus Zuflucht suchen müssen. Er trägt auch dieses Schicksal mit stolcher Gleichgültigkeit. Denn auch vom Armenhaus führt der Weg zu der Bank gegenüber dem Hause von Josefina Ledie . . .

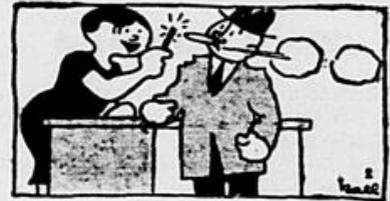
Praktisch



Zigarrenverkäufer



Zigarrenabschneider



Zigarrenanzünder

Krieg

Von Marion Nagg

Die Leute wußten nicht, wie sie es nennen sollten, das Gespenst, das man niemals richtig sehen konnte, das schattenhaft vorüberhuschte und Menschen erschreckte, das eine Kälte ausströmte, die das Blut in den Adern erstarren ließ. Das Gespenst wurde der Schrecken des Landes. Plötzlich, unvorhergesehen erschien es, legte sich auf die Lungen, daß sie leuchteten, krallte sich um die Herzen, daß sie vor Angst zu schlagen aufhörten. Ebenso plötzlich wie es irgendwo auftauchte, war es wieder verschwunden. Dann atmeten die Menschen auf, fuhren sich mit der Hand über die Stirn, und die ganz Mutigen lächelten weise, erklärten, alles sei Einbildung gewesen und es gäbe keine Gespenster. Bis es dann wieder da war, plötzlich, unvorhergesehen, mit eiserner Faust die Kehlen der Menschen zu pressend, daß ihr Lächeln zu angstverzerrter Frage erstarrte.

Sommer größer wurde die Angst der Menschen, in immer kleineren Zeitabschnitten tauchte das Gespenst bald hier bald da im Lande auf. Ein panikartiger Zustand brach im gesamten Volk aus. Viele Menschen wurden krank aus Angst, daß der unheimliche Gast auch sie heimsuchen könne. Der Rat der Ältesten des Landes trat zusammen. In einer außerordentlichen Sitzung — etwas, was es bisher in diesem Lande noch niemals gegeben hatte — wurde darüber beraten, was man gegen das Gespenst unternehmen könne. Lange Reden wurden gehalten, die merkwürdigsten Vorschläge wurden gemacht und wieder verworfen, nach und nach erhitzten sich die Gemüter, es wurde heftig diskutiert, bis mit einem Male das Gespenst mitten unter sie sprang. Jeder sah es, jeder fühlte es; wie ein Alpdrück lag es auf der Brust, eiserne Krallen würgten die Männer, daß sie kein Wort mehr hervorbringen konnten, und wohin sie auch sahen, überall grinsten ihnen eine höhnische Frage entgegen, schattenhaft, unwirklich, bald winzig klein, bald riesengroß, wie

eine bläuliche Masse schleimig zerfließend. Der Alterspräsident rutschte plötzlich lautlos von seinem Stuhl herunter. Er hatte vor Angst und Grauen einen Herzschlag bekommen. Alle blickten auf den zur Erde gleitenden Körper, das Gespenst war verschwunden. Nur ein häßliches Lachen hing noch im Raum, keiner wußte, wer es ausgestoßen hatte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht im ganzen Land, und nun begannen alle — meist waren es die ganz Jungen —, die das Gespenst noch nicht kannten, sich zu sammeln. Sie wollten das Gespenst vertreiben; aber so sehr sie auch suchten, sie fanden es nicht, es war, als ob es sich gerade vor ihnen verberge. Doch die älteren Männer und die Frauen sahen es. Es schwebte vor den Jungen her und sah aus, als läche es über deren Panzer und Waffen, es huschte hinter ihnen vorbei und würgte und mordete, nur sie selbst schienen es zu verschonen. So zogen die jungen Männer durch das ganze Land bis zur Grenze. Hier mußten sie ja endlich das Gespenst finden. Ein wenig ängstlich schlossen sie die Reihen enger, Schulter an Schulter standen sie, dicht gedrängt, eine menschliche Mauer.

Da plötzlich konnten sie sehen: Zuerst war es nur wie ein Nebelflecken, der leuchtete und wuchs, schwarzer Rauch von Kanonen strömte zu ihm auf, ballte sich zusammen, zuckende Blitze zeichneten seine Gestalt, dampfendes Blut malte die bläuliche Frage, giftige Gase hauchten zerklegenden Atem, dröhnender Donner brüllte als furchtbare Stimme: **Krieg!**

Woher das Gespenst kam, das sich zusammenballte zur grauenhaften Wirklichkeit? Menschen liefen sie gewähren. Menschen lernten marschieren und kämpfen und Menschen lachten dazu. Menschen lernten quälen und hassen, und Menschen ließen es zu. Menschen lernten „Du sollst töten!“, und Menschen schwiegen dazu.

Das Autogramm

Dröhnender Beifall rauschte durch den Saal.

Edwin Verlaan verneigte sich vor dem mächtigen, in Dunkel getauchten Abgrund des riesigen Zuschauerraumes der Chicagoer Musikhalle. Das anhaltende Klatschen tausender Hände ersprengte sein Herz.

Endlich fiel der Vorhang. Der große Bariton trockenete sich die perlende Stirn. Dalpain, sein Impresario, ergriff unerwartet seine Rechte und schüttelte sie mit freudiger Miene, etwas Unverständliches dabei murmelnd. Der Sänger erfrischte sich unter der Brause des Ankleidezimmers und kämpfte die plötzliche heftige Müdigkeit nieder.

Er zog sich rasch um, nahm Hut und Mantel und machte die Tür auf.

Eine lebhaftes Schar junger Mädchen umstand plötzlich den Künstler. Lächelnd boten die Damen, Bewunderer seiner Kunst, um Autogramme.

Verlaan nahm seine Füllfeder hervor und schrieb mit rascher Bewegung seinen Namen auf die von zarten Mädchenhänden dargebotenen Bogen und Karten mit seinem Bild.

Der Vorraum leerte sich allmählich. Ein hohes, dunkles Mädchen in langem Abendmantel wartete geduldig bis alle anderen Damen fortgegangen waren. Wortlos, mit einem bewundernden Blick, legte sie ein längliches Blatt vor den Sänger. Ihre Augen waren tief und schimmernd. Edwin Verlaan konnte den Blick nicht von ihnen abwenden. Und indem seine Hand mechanisch zum hundertsten Male seinen Namen zeichnete, fragte er mit seiner vibrierenden Stimme:

„Könnte ich Sie einmal wiedersehen?“

Sie nickt langsam. Und nahm das Blatt. Dann senkte sie den samtenen Blick. „Ich bin morgen im „Rox“ beim Tee“, sprach sie ganz leise. Im nächsten Augenblick war sie fort. . . . im nächsten Augenblick war sie fort. . . . Und triffst du sie am nächsten Tag im

„Noch?“ fragte Metting, mit Interesse der Erzählung seines Freundes lauschend.

„Nein. — Sie war leider nicht gekommen,“ erwiderte Herlaan. „Stundenlang wartete ich auf sie. Umsonst.“

„Hörtest du auch nichts mehr von ihr?“

Herlaan zögerte. „Hören?“ sagte er, „ja ich hörte von ihr. Bereits am nächsten Tage. In meiner Bank. Dort erfuhr ich, das eine vornehme junge Dame, deren Beschreibung auf sie paßte, fünftausend Dollar auf meinem Scheß erhoben hatte.“ Resigniert setzte er fort:

„Ich sah nur ihre Augen, als sie vor mir stand, und nicht das Blatt Papier, da ich mein Autogramm schrieb. Und ihr schwimmender Blick, ihr Enthusiasmus — ihre Freude — alles war Lug und Trug!...“

„Ihre Freude bestimmt nicht,“ bemerkte Metting. „Sie freute sich aufrichtig auf die fünftausend Dollar.“ D. R.

Dies und das

Schlangen haben keine Augenlider. Statt dessen sind die Sehwerkzeuge durch eine harte, durchsichtige Haut geschützt, die etwas Glasähnliches hat. Diese „Glasaugen“, die jährlich bei der Häutung ausgewechselt werden, sind so stark, daß sie die wirklichen Augen der Schlange vor Verletzung durch scharfe Gräser, Dornen und andere Gegenstände schützen können, zugleich aber durchsichtig genug, deutliches Sehen zu gestatten.

Die dickste Haut von allen Tieren hat der Walrüssler, sie kann eine Dicke bis zu 60 Zentimeter erreichen.

Eine höfliche Steuerbehörde hatte die alte Stadt Müneburg. Wenn dort nämlich ein Bürger eine Steuer bezahlt hatte, wurde der sogenannte Steuerpfahl mit Wein gefüllt, und der Bürger durfte ihn austrinken. Das war die Quittung. Dieser Steuerpfahl ist noch heute in den Sammlungen der Stadt erhalten.

Der größte Pfeffer unter den gewiß nicht enthaltbaren Herren Monarchen dürfte Ludwig XIV. gewesen sein, der bei einer Mahlzeit vier Teller Suppe aß, außerdem einen ganzen Hahn, ein Rebhuhn, eine Schüssel Salat, eine Portion Hammelbraten, zwei Scheiben Schinken, eine Pastete und eingemachte Früchte. Die Untertanen bezahlten alles.

Die Griechen des Altertums aßen mit Vorliebe Heuschrecken, die in Honig gekocht wurden. Noch heute sind Heuschrecken eine beliebte Speise in Algerien und anderen Gegenden Nordafrikas. Manche Araberstämme sammeln die Heuschrecken, kochen sie oder trocknen sie in der Sonne und mischen sie dann mit Datteln und Käse, der aus Kamelmilch bereitet wurde. In Brasilien und Mexiko ist man gewisse rote Ameisenarten, bisweilen getrocknet und gestoßen als Gewürz statt Pfeffer, bisweilen auch nur geröstet. Die Chinesen kochen die großen Schmetterlingslarven mit Fett und Eigelb. Auch Flossen und Schwanz des Haifisches sind in China äußerst beliebt.

Heutzutage kommen mehr Menschen durch Unglücksfälle ums Leben als durch Diphtherie, Malaria, Zuckerkrankheit und Keuchhusten zusammen.

Ein zehn Kilo schwerer Käse enthält mehr stickstoffhaltige Nährstoffe als ein etwa 85 Kilo schweres Schaf, demnach muß Käse als das konzentrierteste Nahrungsmittel bezeichnet werden.

Seiteres

Leicht geholfen. In einer der untersten Klassen wird von den Kindern eine kleine Betrachtung als schriftliche Klassenarbeit verlangt. Thema: „Unser Hund.“ Friedchen Scholz ist im Sandumdrehen fertig. „Das ging ja mächtig fix,“ wundert sich der Lehrer. „Beig mal her, Friedchen.“ Die Kleine händigt ihr Best aus. Ueberschrift: „Der Hund.“ Zweite Zeile: „Wir haben keinen.“

In der Schule. Lehrer (in der ersten Volksschulklasse): „Wer kann mir sagen, was es vor fünfzig Jahren noch nicht gegeben hat?“ — Antworten: „Flugzeug — Auto — Telefon — elektrisches Licht —.“ Lehrer: „Gut, was noch?“ — Der kleine sechsjährige Nickerl: „Nicht, Herr Lehrer!“

Ein Auftrag. Der Chef hatte einen Gang in die Stadt gemacht und dem Lehrling die Obhut des Geschäftes anvertraut. Bei seiner Rückkehr fragte er ihn: „Nun, Fritz, ist ein Auftrag eingegangen?“ — „Ja! Es waren zwei Männer hier, die gaben mir den Auftrag, „Hände hoch!“ und dann nahmen sie die ganze Kasse!“

Gut geantwortet. Der freigegebene Gymnasiast wollte die alte ehrliche Kinderfrau geistreich aufziehen. „Was ist schwerer,“ fragte er listig, ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei?“ — „Kann man nicht ohne weiteres sagen,“ erwiderte die treue Seele. „Aber wenn du beides hintereinander auf deine Füße fallen läßt, dann wirst du schon den Unterschied merken!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwetznitz 65 bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 182.
Von Erwin Habl, Nesterstz.

Schwarz: Ka8, Lb8, Sp5, g4. (4)



Weiß: Kd8, Dh8, Th7, Lc5, Spa6, Bb5. (6)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Druckfehlerberichtigung.

In Aufgabe Nr. 181 wurde irrtümlich ein weißer B statt auf f2, auf g2 gesetzt.

Lösungszug zu Nr. 179: Sp1-g3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Friedrich Rudolf, Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Hyna Josef u. Franz, Hostomitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Halda; Rinoß Rudolf, Eulau; Mayer Heinrich, Blottendorf; Mildorf Adolf, Döhner Max, Pachmann Reinhold, sämtlich Tschau; Dinnebier Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Habl Erwin, Wisterschan; Grimmer Emil, Katharinaberg; Triltsch Gustav, Wisterschan; Sache Franz, Wolfersdorf; Blaha Karl, Ossek; Bittner Richard, Fuchs Hans, Neubert Anton, Schleger Josef, Kerschhagel Josef, sämtlich Kleinangest; Walter Ludwig, Robek Franz, Schmied Ferdinand, sämtlich Kwiktau.

Unbedacht. Ella will studieren. „Seirate lieber!“ rät die Mutter. „Männer bevorzugen dumme Mädchen!“ — „Ja, Mama, das war zu deiner Zeit... heute ist das anders!“

Zyperowitsch machte eine Reise nach China. In Tientsin sah er einen Chinesen, der auf das Grab seines Freundes eine Schüssel mit Reis stellte. Zyperowitsch lachte und fragte den Chinesen: „Wann wird nun nach Ihrer Meinung Ihr Freund aufstehen aus seinem Grabe, um den Reis zu essen?“ „Am selben Tage, an dem Ihr Freund aus seinem Grabe aufstehen wird, um an den Blumen zu riechen, die Sie darauf gelegt haben.“ erwiderte der Chineser.

Shaw tanzt. Auf einem Wohlstandsfeierstanzte Shaw mit einer Dame, die von dieser Ehre ganz entzückt war. — „Wie freundlich von Ihnen, Meister, mit einer so unbedeutenden Frau wie ich es bin, zu tanzen.“ — „Aber, gnädige Frau,“ erwiderte Shaw, „sind wir denn nicht auf einem Wohlstandsfeierstanz?“

Geschäft. Man nimmt heute in Deutschland Geld, wo man es findet. Der Reisende in Konfektion betrat den Laden und winkte einem jüngeren Mann. „Kann ich den Chef sprechen?“ — „Für Reisende ist der Chef nicht zu sprechen.“ — „Es soll Ihr Schade nicht sein, wenn Sie es mir ermöglichen.“ — „Wieviel,“ fragte der jüngere Mann. — „Zehn Mark.“ — „Auch wenn er nichts kauft?“ — „Auch wenn er nichts kauft. Hier sind die zehn Mark.“ — Der jüngere Mann steckte die zehn Mark in die Tasche. „Kann ich jetzt den Chef sprechen?“ fragte der Reisende. — „Gewiß.“ — „Wo ist er?“ — Der jüngere Mann sagte: „Hier! Der Chef bin nämlich ich.“

Partie Nr. 54

Damengambit.

Gespielt am 6. April 1934 im Wettkampf Wisterschan I. gegen Wisterschan II.

Weiß: Scharoch Schwarz: Schmied

- | | | |
|----|---------|--------|
| 1. | d2-d4 | d7-d5 |
| 2. | c2-c4 | d5xc4 |
| 3. | e3-e3 | e7-e6 |
| 4. | Lf1xc4 | Sp8-f6 |
| 5. | Spb1-c3 | Lf8-b4 |

webrücklicher ist hier Lf8-e7:

- | | | |
|----|--------|---------|
| 6. | Lc1-d2 | Lb4xc3 |
| 7. | Ld2xc3 | c7-e6 |
| 8. | Sp1-f3 | 0-0 |
| 9. | Lc4-d3 | Spf6-d5 |

Zu früh, Schwarz sollte erst seinen Damenflügel entwickeln:

- | | | |
|-----|--------|-------|
| 10. | Dd1-c2 | f7-f5 |
| 11. | Lc3-d2 | h7-h5 |

Weshalb diese unnötige Schwächung des Königsflügels, da doch keine Notwendigkeit bestand:

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 12. | h2-f4 | Dd8-f6 |
| 13. | e3-e4 | f5xe4 |
| 14. | Ld3xe4 | Spb8-a6 |
| 15. | a2-a3 | Spa6-c7 |

16. 0-0-0 Etwas riskant, doch ist Schwarz durch seine schlechte Entwicklung stark im Nachteil.

- | | | |
|-----|---------|---------|
| 16. | --- | Sp7-b5 |
| 17. | Ld2-e3 | Lc8-d7 |
| 18. | Spf3-e5 | Ld7-e8 |
| 19. | g2-g4 | Spd5xe3 |
| 20. | f2xc3 | Df6-e7? |
| 21. | g4-g5! | h6-h5 |

Wie leicht ersichtlich, darf Schwarz nicht nehmen, (h6xg5, h4xg5, Lxg5, Lh7+, K-h8, Lg8+, Kxg8, Dh7 matt.)

22. Lc4-g6 Ta8-c8

Schwarz geht zum Gegenangriff vor, doch es ist schon zu spät.

- | | | |
|-----|---------|--------|
| 23. | Dc2-e2! | c6-c5 |
| 24. | De2xh5 | c5xd4+ |
| 25. | Kc1-b1 | Le8xg6 |
| 26. | Spe5xg6 | De7-d6 |

Schwarz ist verloren, der letzte Zug beschleunigt noch das Ende.

- | | | |
|-----|------------|--------|
| 27. | Dh5-h8+ | Kg8-f7 |
| 28. | Td1-f1+ | Kf7xg6 |
| 29. | h4-h5+ | Kg6xg5 |
| 30. | Dh3xg7matt | |

Von helden Seiten fehlerhaft gespielt, doch entbehrt die Partie eines gewissen Reizes nicht.